

# 1

## RAMPE (רמפה)

**U**NSER WEG NACH PROMONTOGNO führt im Winter durch den Vereina-Tunnel, und auf einer dieser Reisen dorthin hielt ich in Saas im Prättigau, um Eva und Pierre, die dort einen zweiten Wohnsitz haben, einen Besuch abzustatten. Ein weiteres Paar war dort, Personen, die ich seit meiner Jugend vage kannte, und zu fünft fuhren wir nach Serneus für einen Spaziergang. Den Weg durch den Vereina-Tunnel befuhr ich schon oft, aber Serneus sah ich noch nie aus der Nähe. Wie all die Touristen, die auf der Gotthard-Route dem wilden und schönen Göschenertal keine Beachtung schenken und 'gen Süden brausen, so ließ ich Serneus auf meinen Reisen ins Engadin rechts liegen.

Ich war erstaunt über die Schönheit und die relative Unversehrtheit dieses Dorfes mit seinen warmen Strickbauten, und ich nahm mir vor, wiederzukommen, um zu schauen, ob ich nun dem Kitsch erlegen oder echter Authentizität begegnet war. Es lag noch etwas

Schnee, und wir begingen jene Pfade, die man ohne großes Stapfen auch begehen konnte, ohne daß einem das Schnaufen das Gespräch behindern würde. Ab und zu standen wir in unserer Konversation, aufeinander wartend, die Bauten oder die Welt kommentierend, und so floß der Austausch der Gedanken und hüpfte von Thema zu Thema.

Evas Welt ist die der Sprache, und wir unterhielten uns über die Bedeutung von Begriffen außerhalb ihres historischen Kontexts. Wir standen vor einem Bauernhaus, mit einer Rampe, die den Zugang zur Scheune sicherte, und einer Tafel, die die Freihaltung der Rampe forderte. Eva bemerkte, daß auch in diesem harmlosen Zusammenhang der Begriff der 'Rampe' bei ihr Assoziationen auslöse, die sie nicht verhindern könne — noch wolle. Sie erzählte von einem Intendanten, der ihr ein Projekt einer Literatursendung vorstellte, die unter dem Titel "Die Selektion" laufen sollte; sie hätte dann beiläufig erklärt, daß dieser Titel vielleicht zu überdenken wäre — was nicht im Moment, aber in der Folge offenbar, verstanden wurde.



Im Spätsommer 2005 besuchte ich mit unserer jüngsten Tochter, Rebecca, Polen. Rebecca hatte eine Matura-Arbeit über meine Familie verfaßt, die ihre Wurzeln in Galizien hat, sie ordnete Schriftverkehr und Photos, die sich in Schachteln fanden, und transkribierte manches alte Schriftstück, aufgesetzt in der Schrift von Sütterlin. Wir flogen nach Warschau, das ich seit meinem letzten Besuch im Jahre 1964 nicht mehr sah, mieteten ein Auto, und machten uns alsdann auf den Weg.

Rebecca war zuvor schon zweimal in Polen, und unser Ziel war es nicht, die Stätten der Vernichtungslager, die nun nach gebratenen Würsten rochen, zu besuchen. Ich selbst hatte die Absicht, noch verbliebene Friedhöfe zu photographieren, allenfalls auch Synagogen und Wohnhäuser, und einen Eindruck zu gewinnen von der Landschaft. Der Mietwagen, ein neuer Golf, mit dem ich einigermaßen

vertraut war, verfügte über eine Musikanlage, und so konnten wir zu zweit, Vater und Tochter, auf Nebenstraßen von STETLEKH zu STETLEKH reisen, auf einer zweiwöchigen Rundtour, und dabei den einen oder anderen NIGUN oder SHER genießen.

Die Tagesetappen waren relativ kurz bemessen, um uns Zeit zu lassen für die wenigen photographischen Aufnahmen<sup>1</sup>, und Zeit auch für unsere Eindrücke und Gespräche. Der Weg führte uns von Warschau nach Białystok, und von dort dann südwärts der ukrainischen Grenze entlang, zu den Wäldern von Bialowieska, nach Orla, Milejczyce, Kock, Łęczna, Zamość und Szczebrzeszyn. Die parkähnlichen Baumbestände neben Zwierzyniec waren eine Station, und weiter ging's nach Bilgoraj, dem Ort, in welchem Isaac Bashevis Singer aufwuchs, und nach Lesko, wenige Kilometer nur entfernt von den ukrainischen Orten Jaworów und Żółkiew, wo die Familien meines Vaters bzw. meines Großvaters mütterlicherseits beheimatet waren. Dann fuhren wir schließlich westwärts nach Kraków, von wo meine Großmutter mütterlicherseits stammt. Die Lager in Treblinka, Sobibór und Belzec, die neben unserem Wege lagen, besuchten wir nicht.

Kazimierz, der ehemals jüdische Stadtteil von Kraków, zeigte sich als Touristenort. NEBEKH, möchte man fast sagen<sup>2</sup>. Ähnlich der

<sup>1</sup>Aufgenommen mit einer analogen Studiokamera. Von der Reise brachte ich rund 100 Aufnahmen zurück.

<sup>2</sup>Der yiddische Ausdruck NEBEKH (נעבעך) scheint slavischen Ursprungs und bedeutet so etwas wie 'unglücklich', 'bedauernswert'. NEBEKH wird als Substantiv gebraucht, als Adjektiv und Adverbiale. Ein NEBEKH ist eine bedauernswerte Person, die nicht viel dafür kann, ein NEBEKH zu sein. Im Ausdruck ZI HOT GEBROKHN A FUS, NEBEKH wird darauf hingewiesen, daß dies ein bedauernswerter Vorfall ist; es schwingt aber auch mit, daß die Person — altersbedingt, oder aus sonstigen Gründen — eben ungeschickt war. Die Adverbiale NEBEKH drückt zweierlei aus: die objektive Einschätzung der Situation (unglücklich, bedauernswert) wie auch die subjektive Haltung desjenigen, der die Situation beschreibt (das Mitgefühl). Im Satz "Kazimierz, der ehemals jüdische Stadtteil von Kraków, zeigte sich als Touristenort, NEBEKH" wird auf die bedauernswerte — ja irrealen — Situation aufmerksam gemacht, daß sich das einst blühende jüdische Zentrum als kleiner Konsumtempel präsentiert, als Perversion.

Straße der Altneu-Synagoge in der Josefstadt in Prag, oder dem Kloster Einsiedeln, wird auch in Kazimierz der Pilger angesprochen, mit den entsprechenden Verkaufsständen und Restaurants, nur daß in Einsiedeln das Kloster natürlich wesentlich besser und sachkundiger restauriert wurde als die Häuser von Kazimierz. Auf unseren Rundgängen besuchten wir die Alte Synagoge an der Ulica Szeroka 24, der ältesten der noch existierenden Synagogen in Polen, erbaut anfangs des 15. und erweitert im 16. Jahrhundert, in der sich jetzt ein Museum befindet; ein eindrücklicher, schlichter und schöner Bau von einiger Größe, der zusammen mit dem Vorplatz während der deutschen Besetzung als Auffanglager für die nachfolgenden Deportationen diente.

In einem Nebenraum des Gebetssaals der Alten Synagoge, links vorne, war ein größerer Fernsehapparat placiert, auf dem ein Programm zu sehen war, welches den Besucher über die Juden von Kraków informierte und die Verfolgung und Deportation der Juden dokumentierte. Der Kommentar zu diesem Programm sprach jeweils von "Jüdinnen und Juden", eine politisch korrekte Floskel, die mir bei anderen Substantiven und in anderen Zusammenhängen natürlich geläufig war, die mir aber in diesem Kontext in die Ohren sprang<sup>3</sup>. Ja, ich hatte schon eine Reihe von Rektoratsreden über mich ergehen lassen müssen, in welchen von "Schülerinnen und Schüler" die Rede war, von "Bürgerinnen und Bürger", et cetera, und ich ließ mir sagen, Frauen wollten nicht nur mitgemeint, nicht nur generisch subsumiert werden, sondern als Gleichberechtigte explizit Erwähnung finden. Den Autoren des erwähnten Kommentars war es offenbar nicht bewußt, was weiblichen Juden jener Zeit klar war, nämlich, daß diese im Rahmen von Antisemitismus und Judenver-

---

<sup>3</sup>Die Floskel wird natürlich heute leider — wohlmeinend — sehr häufig verwendet, so z.B. auch in Publikationen des "Dokumentationarchiv des Österreichischen Widerstands": *Theresienstädter Gedenkbuch: Österreichische Jüdinnen und Juden in Theresienstadt 1942-1945* (2005), oder ... *die schönste Stadt der Welt: Österreichische Jüdinnen und Juden in Theresienstadt* (2009).

folgung die Gleichberechtigung schon längst erlangt hatten<sup>4</sup>.



Kürzlich begegnete ich auf einem Spaziergang einem jungen Vater, der mit seiner kleinen Tochter unterwegs war. Der Vater schob den Kinderwagen und die Tochter trottete nebenher. Als wir einander näher kamen, deutete das Mädchen auf mich, einen Bart tragenden älteren Mann, und sagte: “Lueg, a Frau”. Der Vater korrigierte die Tochter: “Ne nei, en Maa”. Vielleicht nannte man das Mädchen, liebkosend, “Fraueli” — und jetzt schloß es von sich auf die andere Person, im Sinne von *l’homme*: ihr Konzept vom Mensch hatte Priorität gegenüber dem des Geschlechts.



Im ersten Quartal 2010 veröffentlichte die Stadt Bern einen Sprachleitfaden für die Stadtverwaltung, mit dem Titel “Geschlechtergerecht formulieren”. Offenbar fanden die Verantwortlichen, daß auch nach Jahrzehnten der sprachlichen Gängelung ein erneuter Leitfaden nötig wäre.

---

<sup>4</sup>Der Zufall will es, daß ich auf dieser Reise in einem Antiquariat in Kraków ein Buch erstand, das sich im Westen kaum mehr finden läßt: Joseph Goebbels, *Signale der neuen Zeit: 25 ausgewählte Reden*, Zentralverlag der NSdAP, 1938. Erstaunlich ist, daß sich Goebbels heutiger Diktion nach politisch korrekt ausdrückt, so z.B.: “Meine lieben deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen”. Die Formel “Volksgenossen und Volksgenossinnen” benutzte er elf mal; einmal sprach er von “Parteigenossen und Parteigenossinnen”, einmal nannte er die Angesprochenen “Parteigenossen und Volksgenossen”, einmal sprach er zum “Volk von Berlin”, einmal adressierte er “Deutsche Frauen, deutsche Männer”, zweimal nannte er seine Zuhörer “Damen und Herren” und zweimal lediglich “Herren” (ich nehme an, es ging auch um solche), einmal sprach er vor seinen “SA-Kameraden”, einmal sprach er “deutsche Frauen und Männer” an, ein weiteres Mal seinen “Führer” und die “verehrten Zuhörer”, und in vier Fällen ist die Anrede nicht belegt.

Gedanken sind frei — aber scheinbar nicht die Art, wie sie formuliert werden. Dies gilt insbesondere für die Sprache der Behörden, die ja nicht Ausdruck einzelner Personen ist, sondern öffentlicher Körperschaften. Die Sprache der Behörden ist nicht gerade bekannt für ihre Geschliffenheit und Präzision, sie bildete den Humus für ganze Kulturen journalistischer Satire wie des Kabarett, und sie könnte durchaus verbessert werden. Meist jedoch bildete sich die Beamtensprache als Subkultur heraus, nicht von oben herab verordnet, und die kuriosen Wendungen und sprachlichen Verirrungen wurden wohl in der Regel irgendwo kreierte und in der Folge tradiert, im Bemühen, der eigenen Tätigkeit Beachtung und Ansehen zu schenken. So entstanden viele geschwollene Ausdrücke und Redewendungen, nicht nur im Reich der Beamtschaft und der Behörden, auch in der Welt der Wissenschaft.

Im Falle der Mode der "geschlechtergerechten" Sprache verließ man sich jedoch nicht auf den eifertigen *Apparatchik*, man 'verordnete' von oben herab, ähnlich wie eine Duden-Kommission eine Sprache nicht nachzeichnet, sondern diktiert. Ausgehend von der These, daß eine Sprache die Welt nicht nur beschreibt, sondern sie auch zu beeinflussen und zu verändern vermag, und daß Funktionsbezeichnungen und das grammatische Geschlecht ein Bild der Geschlechter spiegelt, forderte der neue Feminismus eine "geschlechtergerechte" Sprache. Fortan waren generische Bezeichnungen nicht mehr willkommen, weil dort das eine Geschlecht ausgeklammert würde, und lächerliche Redundanzen und Wortschöpfungen wurden in Umlauf gesetzt. Die neue Regelung wurde im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts allgemein wohlwollend aufgenommen, aus schierem Opportunismus meistens, da man sich nicht in erster Linie um Gleichberechtigung zu sorgen hatte, um gerechte Entlohnungs- oder Steuersysteme, um Chancengleichheit und Krippenplätze, sondern lediglich die geschlechtergerechte Sprache als Feigenblatt benutzen konnte, um die eigene reaktionären Haltung zu kaschieren.

Rund zwanzig Jahre nach den ersten umfassenden Bemühungen in diesem Zusammenhang haben wir nun eine Neuherausgabe eines Leitfadens, der erstmals 1994 erschien und empfiehlt, Paarformen zu benutzen (“Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter”) oder, wenn diese gehäuft auftreten sollten, geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen (“Lernende” anstelle von “Lehrlingen”)<sup>5</sup>. Ein ‘Index’ wird exemplarisch angeführt, um zu verdeutlichen, welche Begriffe zu vermeiden bzw. zu ersetzen wären: Anfängerkurs, Ausländerstimmrecht, Benutzerhandbuch, Einwohnerbefragung, Fußgängerstreifen, Mannschaft, Mitarbeitergespräch, et cetera. Klar, daß sich im Blätterwald der Presse leichte Indignation ausbreitete, nachdem man ja zwanzig Jahre lang stramm im Gleichschritt lief. Jacqueline Fehr stellte dann (2010) via Pressedienst der SP die Frage, “ob wir in den letzten Jahren mit dem grossen Engagement für eine gendgerechte Sprache nicht aufs falsche Pferd gesetzt haben”. Sie bezieht sich auf das Beispiel der schwedischen Gesellschaft, die, vor die Alternative gestellt, Gleichstellungspolitik zu betreiben oder einer leeren geschlechtergerechten Sprache zu frönen, die erste Alternative wählte.



Die Sprache wird nicht nur benutzt um zu bezeichnen, um darzustellen und zu klären; sie dient auch der Maskierung und Kaschierung, der Lüge — und schließlich auch — dem Selbstbetrug. Die Lüge, als bewußte Täuschung, wäre noch, als Zeichen des autonomen Menschen, hinzunehmen. Aber mit der Selbsttäuschung wird der unbewußt Täuschende zum Wirt der Täuschung, wird der Opportunist zum Träger einer falschen Kultur.




---

<sup>5</sup>Ich hoff, ich bin immer noch ein Lernender, aber ich bin kein Lehrling; ich bin ein Studierender, aber kein Student (mehr).

Heutige Personen genießen sich, von 'Juden' zu sprechen: es könnte abwertend klingen. Also umschreibt man den Umstand; oder man ersetzt den Juden durch ein Konzept, das dem Juden nicht gerecht wird. So lesen wir nach dem Tode von Amy Winehouse in der Neuen Zürcher Zeitung, daß die Sängerin auf einem "jüdischen Friedhof" im Norden von London, im Beisein von Familie und Freunden, beigesetzt wurde, nämlich auf dem Edgwarebury Cemetery. Wir erfahren weiter, daß die Feier unter strengen Sicherheitsvorkehrungen stattfand, und daß sich diese und jene prominente Person aus dem Musikgeschäft unter den Gästen befand. Wieso sollte Amy Winehouse auf einem jüdischen Friedhof beigesetzt werden? Weil Amys Familie, wie das kluge Blatt ausführt, "jüdischen Glaubens" ist.

Hier haben wir also den Euphemismus. Es wird nicht von Judentum gesprochen, nicht von Religion oder von Konfession, sondern von 'Glauben'. Nun ist das Konzept des Glaubens just ein Kriterium, mit dessen Hilfe Christentum und Judentum zu unterscheiden sind. Nicht daß das Judentum als Religion keinen Platz für Glauben hätte. Aber der Glauben im Judentum ist, im Gegensatz zum Christentum, nicht zentral, nicht konstitutiv; und er bezieht sich zudem auf andere Vorstellungen. Hier unterscheiden sich die beiden Religionen in ihrem Ansatz: es war Paulus, der darauf hinwies, daß den Mizwot, den Geboten und Verboten, dem jüdischen Gesetz, dem Wort, nicht die zentrale Bedeutung beizumessen wäre, sondern dem Glauben; und es war erst diese Trennung vom Gesetz, welche das Christentum als originäre Religion auswies und seine Ausbreitung im römischen Reich, das ja über ein eigenes Gesetz verfügte, ermöglichte — während die Juden in eigentlichen Gesetzesenklaven, den *Ghettos*, zu leben hatten<sup>6</sup>.

Auch Journalisten, deren Beiträge ich in der Regel mit Genuß le-

---

<sup>6</sup>Ich bin kein Religionswissenschaftler und kann die Hintergründe für diese Weichenstellung der Frühchristen und die Motive von Paulus, die einer der frühen erfolgreichen *public-relations*-Aktionen zugrunde standen, nicht beurteilen.



se, tappen in diese Falle. Auch jene, die sich oft mit jüdischen Themen auseinandersetzen, benutzen ‘Glaube’ als Synonym für ‘Religion’. In einem Nachruf auf Ida Fink wird darauf hingewiesen, daß sich die Schriftstellerin, im Gegensatz zu mehreren tausend “Glaubensgenossen, die um Lemberg starben”, mit falschen Papieren als polnische Zwangsarbeiterin nach Deutschland absetzen und so überleben konnte. Warum schrieb man nicht, “Juden, die um Lemberg starben”? Glaubenskriege waren nicht Teil jener Zeit, und Menschen, und Juden, wurden im Dritten Reich nicht wegen ihres Glaubens verfolgt<sup>7</sup>. Viele Juden, auch ich, mißtrauen Philosemiten, und das heutige Bemühen, das Judentum als eine Schwesterreligion des Christentums darzustellen, mag als nobel erscheinen; aber dieses ans-Herzdrücken, in Wohlwollen und Liebe, hat auch seine Kehrseite. Dem Judentum, und der jüdischen Kultur mit all ihren reichen Facetten, dient es nicht, daß wir diese in einer christianisierten Form befördern, ja wiederauferstehen lassen<sup>8</sup>.



Unsere ältere Tochter, Rachel, arbeitet als Architektin, und sie arbeitet in einem Gebiet, in welchem Konzepte, Ideen und Pläne laufend überarbeitet werden und die Lösungssuche eine schier endlose ist. An einer der vielen Sitzungen hatte ein Kollege offenbar genug, und er forderte ultimativ eine ‘Endlösung’. Überwinden wir das Grauen dadurch, daß wir den Worten, die darauf hinweisen würden, eine Banalität zuweisen? Oder banalisieren wir das Grauen?

<sup>7</sup>Siehe Hans Jonas, “Der Gottesbegriff nach Auschwitz: Eine jüdische Stimme”, Suhrkamp 2013.

<sup>8</sup>Es fällt natürlich auf, daß auch jüdische Autoren den Begriff ‘Glaube’ als Synonym für ‘Religion’ benutzen, so zum Beispiel Pnina Navè Livinson (in ihrer “Einführung in die rabbinische Theologie”, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1982). Die Frage stellt sich dann, inwiefern diese jüdischen Autoren, denen man keine christianisierte Interpretation der jüdischen Theologie vorwerfen kann, sich dennoch einer unglücklichen – christianisierten – Wortwahl bedienen.



Ein amerikanischer Studienkollege macht mich darauf aufmerksam, daß ein Begriff wie *Jewess* heute wohl (in den USA) als rassistisch taxiert würde. Im Magazin des SRF Kulturclubs (vom Januar 2014), im Rahmen der Besprechung der "Akte Grüninger", einem Spielfilm von Alain Gsponer, der an den 49. Soloturner Filmtage seine Uraufführung erleben sollte, stolpere ich erneut über die Formel "Jüdinnen und Juden" — einmal mehr, wäre anzufügen. Ich lese: "Dass die Schweizer Grenzschiessung von 1938 für unzählige Jüdinnen und Juden einem Todesurteil nahekam, stand im Zentrum einer Debatte, die in der Schweiz lange überhaupt nicht geführt wurde". Im Satz werden die beiden Begriffe 'Jüdinnen' und 'Juden' durch die Konjunktion 'und' verbunden, wie wir dies ähnlich auch von anderen Zusammenhängen her kennen, so z.B. bei "Äpfeln und Birnen". Mit dem Ausdruck "Äpfel und Birnen" wollen wir in der Regel darauf hinweisen, daß wir zwei getrennte Klassen von Objekten vor uns haben, nicht einfach Obst, eben Äpfel auf der einen Seite und Birnen auf der anderen, und daß wir gut täten, diese beiden Klassen getrennt zu sehen. Wo die Konjunktion 'und' Sinn macht, müssen auch andere Konjunktionen denkbar sein. In den allermeisten Fällen, in welchen die Begriffe 'Jüdinnen' und 'Juden' benutzt werden, ist die Ausdeutschung (in meiner Sprache) 'weiblicher Jude' und 'männlicher Jude' irrelevant: es handelt sich dabei um Identitäten (bei dem das Geschlecht keine Rolle spielt — es betrifft in den meisten Fällen keine Diskussion über den MINIAN oder die Position von weiblichen Rabbis). Die Redewendung "Jüdinnen und Juden" wird nicht benutzt, um eine Aussage zu präzisieren; sie wird aus opportunistischen Gründen gewählt, meistens gedankenlos, um dem Zeitgeist zu genügen.



Nach dem Car-Unfall im Wallis im Frühjahr 2012, das sich in

einem Autobahntunnel auf der A9 bei Sierre ereignete und das 28 Todesopfer forderte, mehrheitlich Kinder aus Belgien und Holland, fand am 21. März in Lommel eine erste von zwei Trauerfeiern statt. Der Bus, der die Kinder aus ihren traditionellen Skiferien nach Hause bringen sollte, verunfallte kurz nach seiner Abfahrt aus (damals) noch ungeklärten Gründen, und den Rettungskräften bot sich ein schreckliches Bild. In der dem Unglück nachfolgenden Woche überboten sich die *talk shows* und Nachrichten der TV-Stationen mit Berichten und Spekulationen über das Ausmaß der Tragödie, über die Befindlichkeit der Betroffenen und nicht-betroffener ‘prominenter’ Personen, wie auch über die Befindlichkeit der Nation, ohne daß zur Sache selbst etwas beigetragen worden wäre.

| 11

Am Tag der Trauerfeier in Lommel sprach die Nachrichtensprecherin der Tagesschau des Schweizerischen Fernsehens von “getöteten”, nicht von “tödlich verunfallten” Kindern, die nun in einer würdevollen Zeremonie verabschiedet wurden. Wer brachte diese Kinder um? Wer tötete sie? Der Beitrag zeigte Geschwister, die sich von ihren verstorbenen Schwestern und Brüdern verabschiedeten, und hilflos fragten, weshalb? *waarom*? Wer suggerierte diesen Kindern eine solche Frage? Was sollte da angesprochen werden?

Gleichentags, ja in der gleichen Sendung, berichtete die Tagesschau — und die gleiche Sprecherin — von den Anschlägen in Toulouse, und dem Aufspüren des mutmaßlichen Mörders von sieben Personen während der vergangenen Tage: vorerst wurden drei Soldaten erschossen, und in der Folge dann drei Kinder und ihr Vater vor einer jüdischen Schule. Interviewte Personen zeigten sich erstaunt darüber, daß sich in dem gutbürgerlichen Quartier von Toulouse ein solcher Wirrkopf einzunisten vermochte, der sich selbst der *al-Qaeda* zugehörig betrachtete, und sie zeigten sich erleichtert über den Fahndungserfolg der französischen Polizei: nun konnte man sich wieder ungestört bewegen und den Alltagsgeschäften widmen.

Auch Catherine Ashton, *High Representative of the Union for For-*

*eign Affairs and Security Policy* der Europäischen Union, unterscheidet nicht zwischen Unfall und Mord. In ihrem Votum anlässlich einer Tagung der *United Nations Relief and Works Agency for Palestine Refugees* (UNRWA) nannte sie das Unglück des belgischen Reisecars und Tötung der sieben Personen in Toulouse nicht nur im gleichen Atemzug, sie stellte sie gewissermaßen auf die gleiche Ebene<sup>9</sup>. *Waarom?*



Im Wonnemonat April, im Jahr 2012, konnte Günter Grass nicht mehr anders, als sich zu äußern. Grass ist ein Schriftsteller, ein geehrter zumal, und als solcher ist es sein Metier, sich zu äußern. Aber wozu? Er äußerte sich zum bevorstehenden Verkauf eines U-Boots deutscher Produktion an die Israeli, und er unterstellte der israelischen Regierung die Planung eines nuklearen Erstschlages gegen den Iran. Vor allem aber sorgt er sich um sein Gewissen, mit dem er es nicht mehr vereinbaren könne, zu schweigen:

“Warum schweige ich, verschweige zu lange, [...]”, “[...] warum untersage ich mir, jenes andere Land beim Namen zu nennen, [...]”, “Das allgemeine Verschweigen dieses Tatbestandes, dem sich mein Schweigen untergeordnet hat, empfinde ich als belastende Lüge und Zwang, [...]”, “Warum aber schwieg ich bislang?”, “Warum sage ich jetzt erst, [...]”, “[...] ich schweige nicht mehr, weil ich der Heuchelei des Westens überdrüssig bin [...]”.

Ja, er wollte schon lange reden, aber tat dies nicht, um nicht – wie Martin Walser nach seiner Rede in der Paulskirche im Oktober 1998 – des Antisemitismus’ bezichtigt zu werden. Und für das Brechen des Schweigens wählte er die Form der Lyrik, wie einst Bert Brecht, der nach den Protesten des 17. Juni 1953 Walter Ulbricht kontaktierte und seine Sicht der Dinge in den Buckower Elegien als Gedicht, “Die Lösung”, artikulierte.

---

<sup>9</sup>[http://europa.eu/rapid/press-release\\_SPEECH-12-199\\_en.htm](http://europa.eu/rapid/press-release_SPEECH-12-199_en.htm).

Natürlich habe ich das Schweigen von Günter Grass nicht untersucht, ich hatte andere Dinge im Kopf, die meine Aufmerksamkeit erheischten. Ich habe nicht untersucht, ob, und wie oft, sich Grass zu Muammar Gaddafi äußerte, zu den wirtschaftlichen Verstrickungen der westlichen Industrieländer mit diesem Regime, oder zum “Al-Gaddafi International Prize for Human Rights”, der 1988 eingeführt wurde. Ich weiß nicht, ob sich Grass zu Saddam Husseins Diktatur äußerte, zu den Drogenkartellen in Kolumbien und Mexico, zum *Black September* anfangs 1970 in Jordanien, zu Bashar al-Assads Diktatur in Syrien (und den früheren Diktaturen), zu den Menschenrechtsverletzungen im nicht mehr so fernen China, und zu den Wirrnissen und durch Kriege ausgelösten Hungersnöte in Afrika. Ich weiß nicht, ob Günter Grass wie ich einen leichten Ekel empfand, als er erfuhr, daß sich der Bertelsmann Verlag, der einst schöne braune Soldatenbücher herausgab, so stolze — auch jüdisch geprägte — Verlage wie Random House, Knopf, Doubleday, und Schocken aufkaufte und einverleibte.

### &

1969 wurde in der Schweiz ein Verfassungsartikel über die ‘Raumplanung’ verankert, die die ‘Raumordnung’ und den ‘Lebensraum’ zu regeln hatte. Auch die Schweiz profitierte vom deutschen Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit, und man machte sich Sorgen über eine ungebändigte Entwicklung, die mit der Ressource ‘Land’ nicht zweckmäßig und haushälterisch umging. Dieses Anliegen war natürlich nicht neu. In früheren Zeiten sprach man in den hiesigen Regionen in diesem Zusammenhang von Orts- und Regionalplanung, von Landesplanung, aber dies schien nun etwas antiquiert und provinziell. Schließlich wollte man sich international ausrichten.

Nun, Raumplanung, Raumordnung und Lebensraum sind keine neutralen Ausdrücke; sie sind, wie wir wissen sollten, Begriffe des

tausendjährigen Reichs<sup>10</sup>. Mit ‘Lebensraum’ wurde damals nicht in erster Linie das Ökosystem von Wildtieren bezeichnet, sondern Regionen, die zu säubern und dem Reich, gesäubert, einzuverleiben waren<sup>11</sup>. Der Raum sollte ‘geordnet’ werden, und um dies zu bewerkstelligen, wurde eine entsprechende Planung, eben die Raumplanung, kreiert. 1935 wurde die “Reichsstelle für Raumordnung” gegründet und 1936 die “Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung”, die in der Folge dann auch die Zeitschrift *Raumforschung und Raumordnung* herausgab<sup>12</sup>. Nach dem Krieg existierte — aus verschiedenen Gründen — ein intellektuelles Vakuum in Deutschland; die Verfahren zur Entnazifizierung griffen kurz, und die akademisch-nazistische Elite, die während der tausend Jahre das Sagen hatte, wurde nach dem Krieg, mit wenigen Ausnahmen, rehabilitiert. 1946 wurde die “Akademie für Raumforschung und Landesplanung” gegründet, und die personelle und ideelle Überlappung mit nazistischen Institutionen war beträchtlich<sup>13</sup>.

---

<sup>10</sup>Siehe z.B. Mechthild Rössler, *Wissenschaft und Lebensraum: Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus*, Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Dietrich Reimer Verlag 1990; Dieter Münk, *Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus: Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches*, Pahl-Rugenstein 1993; Werner Köster, *Die Rede über den ‘Raum’: Zur semantischen Karriere eines deutschen Konzepts*, Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Synchron 2002.

<sup>11</sup>In meinen Unterlagen fand ich ein Inserat der Schweizerischen Volkspartei (SVP) aus dem Jahre 1996, mit dem Titel: “Für eine sichere Zukunft in Freiheit: Unser Lebensraum”. Man warf — und wirft — der SVP vor, daß sie sich völkischer ‘Bilder’ bedient, ikonographische wie verbale; diese Vorwürfe weist die SVP vehement zurück.

<sup>12</sup>Die Zeitschrift fand ihre Wiederauferstehung im Jahre 1955 und existiert noch heute; 9 der 38 Gründungsmitglieder der “Akademie für Raumforschung und Landesplanung der” Jahre 1953-56 werden im *Personenlexikon des Dritten Reichs* von Ernst Klee (Fischer-Verlag 2003) aufgeführt.

<sup>13</sup>Siehe hier auch meine Rezension von A. Dirk Moses, *German Intellectuals and the Nazi Past*, Cambridge University Press 2007, publiziert in *The European Legacy: Toward New Paradigms*, Vol. 14, No. 5, 2009.

War es sinnvoll, daß sich die (deutsche) Schweiz eingangs der 60er Jahre auf diese wiedererstandene Kultur ausrichtete? Ich denke nicht: da gab es ja noch andere Traditionen, andere Kulturen, an welchen man sich hätte orientieren können; die (deutsche) Schweiz hätte durch den Weg, den sie nicht einschlug, auch einen Beitrag zur geistigen Öffnung von Deutschland beitragen können. Und weshalb die Hinwendung auf eine immer noch braun gefärbte Profession und Wissenschaft? Opportunismus, im negativen Sinne, war es wohl nicht; pietätlos war es wohl auch nicht, denn hierzu bräuchte es ein zeit-geschichtliches Verständnis, das den damaligen Akteuren offenbar fehlte; aber wenn es Unwissenheit war, Naivität oder Beschränktheit, dann verträgt sich dies schlecht mit dem Bild der Ordinarien, die die Rolle der Experten innehatten.



Im März 2012 besuchten Jacqueline und ich Berlin. Jacqueline hatte eine Sitzung, die der Vorbereitung einer Tagung im nachfolgenden September diente, und ich durfte mitkommen. Zuvor war ich erst wenige Male in Berlin: 1957 anlässlich der Interbau (im Hansaviertel), zusammen mit meinem Freund Theo; dann 1959 (so denke ich) zu Besuch der Internationalen Filmfestspiele, während welchen ich eigentlich das Theater am Schiffbauerdamm frequentierte, tagsüber die Proben, und abends dann die eigentlichen Aufführungen; 2000 organisierte ich, zusammen mit Gertrude Kreutzmann vom Deutschen Wissenschaftsrat, eine Anhörung — so nennen die Deutschen ein *hearing*; und im Jahr 2007 wurde ich durch das Institut für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (iFQ) eingeladen, einen Vortrag zu halten (“Zur Illusion der Reform”).

Dieses Mal hatte ich einige Tage Zeit, um mich in den Buchhandlungen und den Kaffeehäusern umzusehen, auch, um meine geplante Photoexkursion zu rekognoszieren. Mit Jacqueline ging ich dann in das für uns neue Jüdische Museum, und obwohl ich natürlich, meiner Herkunft als funktionalistischer Architekt gemäß, dem

Libeskind-Bau kritisch gegenüberstand, war ich richtig schockiert, eine solche Anlage vorzufinden: unübersichtlich, sicherlich mit Absicht so, "desorientierend", wie Libeskind selbst schreibt, und ungeeignet, Exponate zu zeigen. Ich schrieb William Huff, einem Schüler von Louis Kahn,

*This new kind of architecture (post-modernism) does not want to serve, it tries to invoke. If one were to express architecture by dollars per meter-square of usable space, Libeskind's structure would surely be one of the most expensive.*

Im Laden des Museums erstand ich einige Bücher, darunter auch Götz Alys "Warum die Deutschen? Warum die Juden?". Im Magazin der Büchergilde preist W. Michael Blumenthal, der Direktor des Jüdischen Museums, die Studie mit den Worten an, "Ich betrachte Götz Alys Buch als den wohl wichtigsten Beitrag in der unendlichen Literatur zu diesem Thema". Vollmundig formuliert, fürwahr! Alys Buch ist sicherlich nicht schlecht, aber es ist ein Buch, das nicht annähernd eine Antwort auf die Frage findet, die sich Aly stellt — und die wir uns ja alle stellen; und es ist natürlich auch keine grundlegende Studie<sup>14</sup>. Aly zeichnet ein Bild der Juden als alphabetisierte, bildungshungrige, flexible Personen, die sich im Zuge ihrer Emanzipation weit leichter einen Weg in die Moderne bahnen konnten als Nichtjuden, und die daher einen sozialen Aufstieg verzeichneten, den nicht-jüdische Deutsche oft nicht verfolgen, geschweige denn goutieren konnten. Eine Ideologie der Gleichheit, ursprünglich von Sozialisten verschiedener Couleur empfohlen und später von den Nazis gleichsam usurpiert, schürte Neid und schließlich 'Rassenhaß', der dann den Weg zur Ausgrenzung der Juden und zum Holocaust wies.

Der erste Teil des Arguments von Aly ist nachvollziehbar, wenngleich auch hier Fragen auftauchen, die zu weit greifen würden, wenn ich diese jetzt anführen müßte. Der zweite Teil jedoch, wes-

<sup>14</sup>Nicht zu vergleichen mit Daniel J. Goldhagens Studie über *Hitler's Willing Executioners: Ordinary Germans and the Holocaust*, Knopf 1996.



halb Neid, auch Rassenhaß, in einer entwickelten Civilisation zu den erlebten Formen der Ausgrenzung, einschließlich der Shoa, führten, bleibt unbeantwortet — ja nicht einmal spekulativ angedeutet. Alys These müßte ja auch in anderen Ländern Gültigkeit haben, zumindest ansatzweise, aber diese Untersuchungen fehlen fast gänzlich. Aly weist höchstens darauf hin, daß die jüdische Bevölkerung im deutschsprachigen Raum, und im Deutschen Reich, einen vergleichsweise sehr hohen Prozentsatz erreichte<sup>15</sup>, und daß die Deutschen seiner Ansicht nach besonders neidisch waren.

Interessant ist vielleicht noch, daß Aly in seinen Analysen und Konklusionen den Schwerpunkt auf das Ideal der Gleichheit, und damit auf den Sozialismus in seinen verschiedenen Facetten, legt, und die Rolle des Großkapitals und des Großbürgertums unter Berufung auf libertäre Denker — wie Wilhelm Röpke oder Friedrich August von Hayek — kleinredet:

Die Legende von den bösen Kapitalisten, die mit Hilfe des Nationalismus die unschuldigen deutschen Massen vergewaltigt haben sollen, kann nicht rücksichtslos genug zerstört werden (p. 288).

Krupp & Co. lassen grüßen. Ich gehe mit Aly aber einig, daß die Kräfte, die zur Ausgrenzung der Juden und zum Holocaust führten, noch immer wirksam sind, und natürlich nicht nur in Deutschland. Ich will damit nicht sagen, daß ich eine unmittelbare Gefahr einer Wiederholung einer solchen Katastrophe in unseren Breitengraden sehe: sicherlich nicht. Ich meine aber, daß die spezifische kulturelle Mischung, die im tausendjährigen Reich den Pfad dafür ebnete, daß das Unsaßbare geschehen konnte, auch heute noch unser Leben vergiftet:

---

<sup>15</sup>Diese Argumentation ist natürlich Unsinn, vor allem auch auf dem Hintergrund heutiger Migrationszahlen. Götz Alys Argument ist zudem, daß Juden in überproportionaler Zahl die Universitäten besuchten. Daten hierzu finden sich z.B. in der detaillierten Studie von Monika Richard, *Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe*, Wissenschaftliche Abhandlungen des Leo Back Instituts, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen, 1974.

die Mixtur aus Mißgunst, Dünkel, Nationalismus, ständischem Denken, Opportunismus, Besserwisserei und Nabelschau — ansonsten könnte im Deutschland der Nachkriegszeit kein Begriff wie ‘Leitkultur’ um sich greifen<sup>16</sup>.



Auf meiner Rückfahrt von Promontogno, im Oktober 2012, vernehme ich im Radio die Meldung, daß das Hotel der schönen Therme Vals, die von Peter Zumthor gebaut wurde, ein Werbeschreiben verschickt hatte, das mit dem Titel “Kraft durch Freude” überschrieben war. Für die Presse war dies ein gefundenes Fressen, um Häme auszuschütten und mit den eigenen Geschichtskennntnissen zu glänzen. Die Hotelleitung entschuldigte sich natürlich umgehend über diesen *faux pas*: wir wissen nicht, ob er einer Freudschen Fehlleistung oder dem Zufall entsprang.

Ich wäre froh gewesen, wenn damals, als die Begriffe der ‘Raumordnung’ und ‘Raumplanung’ ihr Territorium auf die Schweiz ausdehnten, ähnliche Geschichtskennntnisse moniert worden wären. Diesmal konnte man eine Werbetexterin, oder einen Verwalter, in die Schranken weisen; aber damals hätte man sich mit den geachteten Repräsentanten der Wissenschaft angelegt, und hierzu fehlten entweder die Geschichtskennntnisse noch, oder eben die Zivilcourage, der Mut.



Im Januar 2014 erklärten deutsche Sprachwissenschaftler “Lügenpresse” zum Unwort des Jahres. Der Begriff, wiewohl schon im

---

<sup>16</sup>Bassam Tipi, einem Politologen syrischer Herkunft, dem die Einführung dieses Begriffs um 1989 zugeschrieben wird (der Begriff wurde seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nur sehr spärlich benutzt), war sich der Brisanz seines Konzeptes wahrscheinlich gar nicht bewußt. Wichtig in unserem Zusammenhang ist der Umstand, daß der Begriff freudig aufgenommen wurde.

ersten Weltkrieg im Gebrauch, erlebte, wie *Die Zeit* erklärt, “um 1940 [unter den Nazis] eine Renaissance”. Löblich, diese Wachsamkeit der deutschen Presse. Ich schaue in meinem *Ngram Viewer* nach: um 1940 wurde der Begriff ‘Raumplanung’ rund acht mal häufiger gebraucht als jener der ‘Lügenpresse’; und ‘Raumordnung’ wiederum knapp sechs mal öfters als jener der ‘Raumplanung’. ‘Lügenpresse’ wurde in der Folge immer wieder benutzt, aber (in der Zeitspanne 1945-2008) rund acht mal weniger oft als um 1940; während ‘Raumplanung’ und ‘Raumordnung’ in der Folge häufiger benutzt wurden als 1940.

| 19



Vor einigen Jahren hatte ich Besuch eines Griechen aus New York. Die Amerikaner sehen sich ja gerne als Abkömmlinge der Einwanderer, zumindest gilt dies für jene, deren Vorfahren aus Europa einwanderten, und so bezeichnete sich dieser Besuch als ‘Griechen’, geboren und aufgewachsen in New York City. Beim Nachtessen und einem Glas Wein stießen wir auf ein herzliches LEKHAYIM an, und es war klar, daß dieser Person die jüdische Kultur mindestens so vertraut war wie mir die christliche. Dies ist es, was manche Juden hier vermissen: eine kulturelle, heimatliche Geborgenheit; und sie bedauern die praktische Ausgrenzung ihrer Kultur, die von der Majorität kaum wahrgenommen wird<sup>17</sup>. Die Position der christlichen Agnostiker, die darauf pochen, in einer areligiösen Welt zu leben, verschlimmert die Sache nur.

Alfred Defago, der frühere Botschafter der Schweiz in Washington D.C., legte in einer Sendung im Fernsehen (NZZ Standpunkte) den

---

<sup>17</sup>Natürlich existiert eine Rezeption der jüdischen Kultur durch die nicht-jüdische Bevölkerung, insbesondere unter intellektuell und künstlerisch interessierten Personen, die sich vielfältig manifestiert: am Interesse an israelischer Literatur, an der neuerlichen Verbreitung der Klezmer-Musik, an jüdisch geprägter Philosophie. Ein Hinweis auf eine Verwobenheit der nicht-jüdischen mit der jüdischen Kultur, wie er zum Beispiel in alten jiddischen Lehnwörtern in lokalen deutschen Idiomen zum Ausdruck kommt, ist es nicht.

Finger auf einen wunden Punkt: die Schweiz verlange von ihren eingewanderten Bürgern Assimilation, Amerika hingegen Integration. Juden, so meine Erfahrung, scheinen hier lediglich dann willkommen, wenn sie nicht mehr als Juden — in ihrer Art, ihrer Sprachmelodie, ihrem Humor, ihrer Kleidung — erkennbar sind (das gleiche gilt wohl auch für Muslime).

Als wir, 1974, aus den USA herkommend in die Schweiz zogen, ich zurück in meine Geburtsstadt und Jacqueline, die Holländerin, erstmals in die Schweiz, da wunderten wir uns darüber, wenn wir einen Film von Woody Allen anschauten, daß das hiesige Publikum lachte: es schien mir damals zumindest unverständlich, daß ein Schweizer Publikum Woody Allens Komik, die gesprochene wie die der Gestik und Mimik, überhaupt verstehen konnte (die Frage blieb in der Folge ungeklärt). Wir pilgern immer noch ins Kino wenn Allens Werbefilme über London, Paris, Barcelona oder Rom gezeigt werden, aber trauern vergangener Zeiten nach.



Ästhetik ist kein neutrales Pflaster, es ist ein Wertesystem; eine ästhetische Rezeption kann nicht gut losgelöst von diesem Wertesystem erfolgen. Telemann, Schütz oder Haydn sind nicht ohne eine christlich geprägte Musiktradition zu verstehen, und die Gospelmusik nicht ohne die Kirche der Afroamerikaner. Was für die Rezeption gilt, gilt auch für die Negation, für die Aversion. Ruth HaCohen machte mich hierauf aufmerksam, als wir uns 2009 auf dem Monte Verità trafen, und in der Zwischenzeit ist ihr Buch, in welchem sie diese These vertritt, auch herausgekommen: *The Music Libel Against the Jews*<sup>18</sup>.




---

<sup>18</sup>Ruth HaCohen, *The Music Libel Against the Jews*, Yale University Press 2011.

Wir sitzen nicht oft vor dem Fernsehapparat, aber eine Serie von Sendungen, die ich zumindest öfters verfolge, ist jene der Sternstunden (Religion, Philosophie, Kunst), die jeweils in der ersten Tageshälfte des Sonntags vom Schweizerischen Fernsehen (seit nunmehr bald 20 Jahren) ausgestrahlt wird. Anfänglich widmete ich mich allen drei Sendungen, und damit auch der Sternstunde Religion. Im Rahmen dieser Sendung verfolgte ich — christliche — Gottesdienste und hörte Predigten. Das erstaunliche für mich war, daß ich diese Sprache, und die damit verbundenen Konzepte, nicht verstand. Ich war ordentlich irritiert. Es war mir klar, daß ich mit den Konzepten einer christlichen Kirche nicht vertraut war, nicht entsprechend geschult, aber daß ich Predigten, die in meiner eigenen Muttersprache vorgetragen wurden nicht annähernd verstehen und nachvollziehen konnte, war mir fremd: mein ganzes Leben verbrachte ich als Lerner<sup>19</sup>, und ich dachte, ich gewänne Zugang zu dem, was vorgetragen wurde, würde ich nur genug aufmerksam zuhören. Aber dies war, trotz meines aktiven Zuhörens, nicht der Fall. Mir fehlte ein Grundverständnis der Schlüsselbegriffe und deren kontextualisierten Bedeutung und Gebrauch, deren Idiomatik. In der Folge erstand ich das “Lexikon der jüdisch-christlichen Begegnung” (Jakob J. Petuchowsky und Clemens Thoma, Herder 1989), aber der Erfolg war mimim: ich war offenbar nicht gewillt, mich dieser Thematik, dieser Sprache zu widmen, ähnlich meiner wiederholten Weigerung, bestärkt durch das gelegentliche Lesen einzelner Passagen, Heidegger zu studieren.

### &

Hinter unserem Haus, wie an anderen Orten auch, stehen zwei Abfall*container*. Der vordere dieser Behälter ist schnell voll, überquellend gar, der hintere, nur einen Schritt davon entfernt, halbleer. Ist auch dies eine Erscheinung des Opportunismus?

---

<sup>19</sup>Aber eben nicht als Lehrling.

Kurz vor meiner — vorzeitigen — Pensionierung an der ETH-Zürich schrieb ich auf Anregung von Katharina von Salis, der damaligen Gleichstellungsbeauftragten, und anlässlich der 2<sup>nd</sup> *European Conference on Gender Equality in Higher Education*<sup>20</sup> ein Papier mit dem Titel: *Higher Education & Institutional Structure: Gender Equality = Quality*. Die ursprüngliche Idee war, dieses Papier an der Tagung als Diskussionsgrundlage zu präsentieren, aber soweit kam es nicht: das Papier wurde durch das Organisationskomitee abgelehnt.

In diesem Aufsatz versuchte ich, mein berufliches Interesse an den Strukturen der Universität mit jenen eines Bürgers zu vereinen. Ich argumentierte, daß eine Qualitätsorientierung ( $Q$ ) im Hochschulwesen *gender equality* ( $G$ ) beinhalten — implizieren — muß ( $Q \Rightarrow G$ ); es ist dies heute ein ganz normales politisches Postulat, und wir möchten ‘Qualität’ unserer Universitäten und Hochschulen auch so verstanden wissen. Wird diese Zielsetzung verfolgt, dann wäre *gender equality* eine willkommene — aber auch notwendige — Voraussetzung auf dem mühevollen Weg, die Institutionen des Hochschulwesens, und deren Lehre und Forschung, zu verbessern. Umgekehrt, und hier argumentierte ich aus meiner beruflichen Sicht, impliziert *gender equality* Qualität im Hochschulwesen ganz allgemein ( $G \Rightarrow Q$ ): in einer Umgebung, in der sich Frauen wohlfühlen und entfalten, können sich Menschen entfalten, Studenten, junge Forschende. Durch die zweiseitige Implikation — eine Qualitätsorientierung im Hochschulwesen impliziert *gender equality*, und *gender equality* impliziert Qualität im Hochschulwesen — wäre die Gleichsetzung “*Gender Equality = Quality*” gegeben:  $((Q \Rightarrow G) \wedge (G \Rightarrow Q)) \Leftrightarrow (G = Q)$ .

Diese Argumentation, so schön sie auf den ersten Blick auch erscheinen mag, wird nur von jenen akzeptiert, die beide Implikationen als grundlegend erachten. Aber dies ist offenbar kaum der Fall:

---

<sup>20</sup>Swiss Federal Institute of Technology in Zürich, September 12-15, 2000.

die Verknüpfung von *gender equality* mit einer allgemeinen Vorstellung von 'Qualität' im Hochschulwesen wird zurückgewiesen; es ist primär die zweite Implikation ( $G \Rightarrow Q$ ), die geringen Widerhall findet. Weshalb dies so ist, entzieht sich meiner Kenntnis, aber ich vermute, daß die Vorstellung, die mitteleuropäischen Hochschulen könnten ihren lokalen Ruf kaum erfüllen, einfach nicht hingenommen wird: zu sehr ist man fixiert auf den eigenen Dünkel, und fixiert auch auf die jährlich publizierten Ranglisten zweifelhafter Aussagekraft<sup>21</sup>.

| 23

Für mich jedoch ist die eben angeführte Gleichsetzung zentral; und sie erlaubt, *gender equality* als einen *marker*, als einen Qualitätsindikator eines Systems, eben des Hochschulwesens, einzusetzen, ähnlich — verzeiht die Metaphorik — wie Flußkrebse oder Forellen Auskunft über die Wasserqualität geben. Die *leaking pipeline* der Akademikerinnen mag viele Ursachen haben, und sie mag auch in einem gewissen Umfange zu erklären und zu akzeptieren sein; im heutigen Übermaß aber ist sie ein sicherer Hinweis darauf, daß in unseren Gesellschaften — und an unseren Hochschulen und Universitäten — manches im argen liegt.

## &

Im Oktober 2012 publizierte *annabelle* "Über 200 gewichtige Stimmen für die FRAUENQUOTE: Manchmal braucht es nur eine Frau, um die Schweiz zu verändern. Manchmal 30 Prozent." Der Beitrag von Barbara Ackermann "plädiert für eine zeitlich befristete Quotenre-

---

<sup>21</sup>*Academic Ranking of World Universities*, ausgearbeitet durch die Shanghai Jiao Tong University; oder *World University Ranking*, publiziert durch *The Times Higher Education Supplement*. Siehe in diesem Zusammenhang auch eine Notiz, die ich im "Tagesanzeiger" (vom 2. November 2005) publizierte: "Zur Rangordnung von Universitäten, Ein Jahrmarkt der Eitelkeiten?". Weitergehende Hinweise finden sich natürlich viele, u.a. auch in meiner Anthologie *The Institution of Science & the Science of Institutions* (2013) — insbesondere in den Beiträgen von Andrew Abbott und Richard Münch.

gelung in Schweizer Führungsetagen” und führt prominente Personen auf, Männer und Frauen, die sich (mehr oder weniger) für eine solche Regelung aussprechen. Wie antworteten die Befürworter der Regelung? Wie hätte ich geantwortet?

Vorerst sei festzuhalten, daß die Angesprochenen eine ausgewogene *diversity* befürworteten (Jeannine Pilloud). Das ist gut so, einmal unbeachtet der Gründe, die angeführt werden: das Arbeitsklima würde verbessert (Finn Canonica), die Maßlosigkeit zurückgebunden (Ellen Ringier), der Wettbewerb in Männerdomänen belebt (Clivia Koch), das Potential der Frauen besser genutzt (Ursula Keller), et cetera. Dann stellt sich die Frage der Quote. Auch diese wird befürwortet, wenn auch oft *nolens volens*. “[...] Erfahrungen mit der verstärkten Präsenz von Frauen helfen [...] beim Abbau von Vorurteilen, welche oft den ‘Glass Ceiling-Effekt’ ” stützen (Doris Aebi); “Quoten verändern die Sensibilität und Schärfen die Wahrnehmung” (Gudrun Sander); “[...] die Anforderungen an Frauen [sind] immer noch höher als an Männer” (Heliane Canepa); “Die Quote ist für mich das einzige Mittel, um innert nützlicher Frist [...] Gleichberechtigung in der Arbeitswelt zu erreichen” (Nani Nold). Katja Gentinetta argumentiert zunächst ähnlich wie ich unter *Gender Equality = Quality*: “Die Frage lautet nicht: Brauchen wir eine Quote? Sondern: Wollen wir erfolgreiche Unternehmen?”, um dann weiterzufahren: “Die Antwort liegt auf der Hand. Offenbar müssen wir die Unternehmen für einmal zu ihrem Glück zwingen”.

Übernehme ich die Argumente der Befürworter einer Quote, dann gebe ich mein Argument, *gender equality* als einen *marker*, als einen Qualitätsindikator zu benutzen, auf. Die Befürchtung besteht, daß Quoten eingehalten werden können, ohne das System zu verbessern. Umgekehrt bestünde aber die Hoffnung, daß durch den erhöhten Anteil der Frauen in Führungspositionen der Druck wüchse, Arbeitsumgebungen zu schaffen, die Frauengerecht — und damit implizite auch Menschen- und Familiengerecht — wären. Es ist für



die meisten Personen wohl leichter, Defizite in der Gleichstellung der Geschlechter zu erkennen und zu bekämpfen, als gegen systemische Mängel vorzugehen. Aber was ist gesellschaftlich relevanter, die Gleichberechtigung bei der “Abzockerei”, um ein heute (2013) geläufiges Thema aufzunehmen, oder die “Maßlosigkeit” direkt zu bekämpfen, zu ächten?

Es ist vielleicht noch instruktiv sich auszumalen, wie sich Quoten auswirken könnten. Gehen wir von einer zufälligen Auswahl der Geschlechter aus (Männer [‘0’] und Frauen [‘1’] hätten jeweils je eine Chance von 50%, in ein Führungsgremium gewählt zu werden), und die Größe der Führungsgremien hätte eine zufällige Größe von 1 bis 10 Personen. Nehmen wir ferner einen *pool* von 500 Personen — Kamerleuten — an; dann könnten so rund 90 Führungsgremien besetzt werden<sup>22</sup>:

```

1 0 1 1 0 1 1 0 |1 0 1 1 1 0 0 0 |2 1 0 1 0 1 1 0 |3 0 1 0 1 0 0 0 1 1 |4 1
1 0 0 0 1 |5 1 0 1 1 0 0 0 |6 0 |7 1 0 |8 1 1 0 1 0 1 0 |9 1 0 1 0 0 0 |10
1 0 1 0 0 0 1 0 1 1 |11 0 0 0 0 1 0 0 0 1 0 |12 0 0 1 |13 0 |14 0 1 |15
1 0 0 1 1 0 1 |16 0 0 |17 0 0 0 0 1 |18 1 1 1 1 0 0 1 1 |19 1 |20 1
|21 0 0 1 0 0 0 1 1 1 1 |22 1 1 |23 0 1 0 0 1 0 0 0 |24 1 0 1 0 |25 0 |26
1 1 1 0 0 0 1 0 0 0 |27 1 1 1 |28 0 0 1 1 |29 1 0 0 |30 1 0 1 |31 0 1 1
1 0 1 1 0 1 0 |32 0 1 0 |33 0 1 1 0 0 0 0 1 |34 0 0 1 0 0 1 1 1 1 0 |35
1 |36 0 1 0 0 1 0 0 0 0 1 |37 1 1 0 0 0 0 0 0 |38 1 1 1 0 1 |39 1 0 0 0
0 1 |40 0 0 |41 1 1 1 1 1 |42 0 0 |43 1 0 1 1 1 0 |44 1 0 0 0 1 0 0 1 1 1
|45 1 1 1 1 0 1 0 1 |46 1 1 |47 1 1 1 1 1 1 0 |48 0 0 0 1 1 0 1 |49 1 1 0
0 0 1 1 0 |50 0 1 1 0 0 0 0 0 0 1 |51 1 1 0 1 0 1 0 1 1 |52 1 1 1 1 1 |53
0 |54 0 0 0 0 0 0 1 1 0 |55 0 1 0 0 0 1 0 0 1 0 |56 1 0 0 1 0 |57 0 1 1
0 0 0 0 1 |58 1 0 |59 0 0 0 0 1 1 |60 1 1 0 0 1 0 |61 1 1 0 1 1 1 1 |62 1
0 1 0 |63 0 1 1 1 1 0 0 1 1 |64 1 1 1 1 |65 1 0 1 0 0 |66 1 1 1 |67 0 0 1
|68 1 1 1 1 1 1 1 0 1 1 |69 1 1 |70 1 |71 0 0 1 1 |72 1 1 1 1 0 0 1 0 1 |73
1 1 0 1 1 0 0 1 0 |74 1 0 1 0 0 0 0 0 1 0 |75 0 1 0 0 0 1 1 0 |76 1 0 1

```

---

<sup>22</sup>Das neunzigste Führungsgremium hätte nach meiner Zufallsfolge sieben — und nicht zwei — Mitglieder

<sup>77</sup> 0 0 1 1 0 1 1 0 | <sup>78</sup> 1 | <sup>79</sup> 1 1 | <sup>80</sup> 0 0 1 0 1 0 0 | <sup>81</sup> 1 1 0 | <sup>82</sup> 0 0 1 1  
 0 0 0 | <sup>83</sup> 0 1 0 1 0 | <sup>84</sup> 1 | <sup>85</sup> 0 1 1 1 0 0 1 0 | <sup>86</sup> 1 0 1 1 1 0 0 0 | <sup>87</sup> 1  
<sup>88</sup> 1 1 1 0 1 0 0 0 | <sup>89</sup> 0 0 | <sup>90</sup>

26 |

Rund  $\frac{1}{6}$  dieser Führungsgremien würden die Quotenregelung (von 30%) nicht erfüllen. Würde die Regelung so lauten, daß mindestens 40% der Personen in Kaderpositionen Frauen sind, dann hieße dies, daß rund  $\frac{1}{3}$  der entsprechenden Gremien die Auflage nicht erfüllen könnte. Damit stellt sich natürlich auch die Frage, auf welcher Basis die Quote zu ermessen wäre. Ich gehe davon aus, daß die Befürworter einer Quotenregelung davon ausgehen, daß jedes einzelne Führungsgremium Sorge zu tragen hätte, daß die Quote eingehalten wird; und gegen eine freiwillige Verpflichtung zur Quotenregelung ist auch nichts einzuwenden: sie wird sicherlich von all jenen verinnerlicht, die in einer pluralistischen Gesellschaft leben möchten.

Lieber wäre es mir jedoch, wie schon angedeutet (auf Seite 6), daß man sich direkt “um Gleichberechtigung [...] sorgen [würde], um gerechte Entlohnungs- oder Steuersysteme, um Chancengleichheit und Krippenplätze”, um eine vernünftige Darstellung der Geschlechter in den Medien, um eine verantwortungsvolle Förderung der Jugend.



Im Frühjahr 2013 berichtete SRF über Studien von Serge Klarsfeld, wonach während des 2. Weltkrieges nicht gut vierundzwanzig tausend jüdische Flüchtlinge an der Schweizer Grenze abgewiesen worden seien, sondern lediglich deren drei. Klarsfelds Einschätzung wird dabei scheinbar von neueren Recherchen der Genfer Historikerin Ruth Fivaz-Silbermann und des Tessiners Historikers Fabrizio Panzera gestützt. Mitglieder der Bergier-Kommission, die die frühere Schätzung herausgab, zeigten sich gesprächsbereit – aber auch kritisch gegenüber den neuen Interpretationen: ja, die Zahl der Abgewiesenen wäre eine Schätzung gewesen; sie bezöge sich auf Fälle,

nicht auf Personen (ein Fall schloß oft mehrere Personen ein); Redundanzen (daß also Flüchtlinge mehrmals versuchten, die Grenze zu überschreiten) könnten nicht ausgeschlossen werden; und es wäre oft nicht klar, ob die Abgewiesenen Juden gewesen wären — oder lediglich politisch Verfolgte.

Klarer ist die Zahl der civilen Flüchtlinge (Juden wie nicht-Juden), die während des 2. Weltkriegs in der Schweiz Zuflucht fanden: rund sechzig tausend. Sollten tatsächlich lediglich dreitausend Personen an der Grenze abgewiesen worden sein, dann wären dies nur 5% der Flüchtlinge. Die neueren Forschungen scheinen nun nicht für die gesamte Zeitspanne des Weltkrieges zu gelten, sondern lediglich für die Periode 1942-45; für die besagte Periode (von rund eintausend Tagen) wären dies rund drei Flüchtlinge pro Tag, die zurückgewiesen wurden. Die genannten Autoren werden monieren, daß ihre Ergebnisse in der Presse nicht richtig wiedergegeben wurden, daß sich ihre Erkenntnisse nicht auf die ganze Schweiz bezögen, sondern auf einzelne Abschnitte der Grenze, et cetera. Der Grundtenor jedoch, daß die Schweiz — wie es Ueli Maurer kürzlich formulierte — ein Hort, eine “rettende Insel” war, findet Nachhall.

## &

Zum 75. Jubiläum der Durchsteigung der Eigernordwand (21. bis 24. Juli 1938) sendete die Tagesschau des SRF einen Bericht: zwei Zweier-Seilschaften (die Deutschen Anderl Heckmair und Ludwig Vörg, sowie die ‘Ostmärker’ Heinrich Harrer und Fritz Kasperek), die sich schließlich zu einer Vierer-Seilschaft zusammenschloßen, gelang das schier unfaßbare, unmögliche: die Durchsteigung der “Mordwand”, ein “Großereignis”, wie die Tagesschau zu berichten weiß, “das auch Auswirkungen auf den Tourismus hatte”. Dazu wird ein Tourismusexperte der Universität St. Gallen eingeladen, um sich zum “letzten Problem der Alpen”, zum “Fallen der letzten Bastionen des Unerreichten” zu äußern: “Die Eigernordwand als Tourismus-

magnet". Wie viel Heidi darf es wohl sein? Kein Wort über die Ausschlichtung des 'Sieges am Berg', über die 'großdeutsche Tat', durch die NSdAP, über die Rollen der vier Bergsteiger in diesem Rummel, über ihre Grundhaltungen und Reflexionen, über Heckmairs Beziehungen zu Leni Riefenstahl, über Harrers Huldigungen des 'Führers' oder seinen Einfluß auf den Dalai Lama: ausgeblendet, unter den Teppich gekehrt, verdrängt, vergessen.

# ANMERKUNGEN

<sup>1</sup>Aufgenommen mit einer analogen Studiokamera. Von der Reise brachte ich rund 100 Aufnahmen zurück.

<sup>2</sup>Der yiddische Ausdruck NEBEKH (נעבעך) scheint slavischen Ursprungs und bedeutet so etwas wie ‘unglücklich’, ‘bedauernswert’. NEBEKH wird als Substantiv gebraucht, als Adjektiv und Adverbiale. Ein NEBEKH ist eine bedauernswerte Person, die nicht viel dafür kann, ein NEBEKH zu sein. Im Ausdruck ZI HOT GEBROKHN A FUS, NEBEKH wird darauf hingewiesen, daß dies ein bedauernswerter Vorfall ist; es schwingt aber auch mit, daß die Person – altersbedingt, oder aus sonstigen Gründen – eben ungeschickt war. Die Adverbiale NEBEKH drückt zweierlei aus: die objektive Einschätzung der Situation (unglücklich, bedauernswert) wie auch die subjektive Haltung desjenigen, der die Situation beschreibt (das Mitgefühl). Im Satz “Kazimierz, der ehemals jüdische Stadtteil von Kraków, zeigte sich als Touristenort, NEBEKH” wird auf die bedauernswerte – ja irrealen – Situation aufmerksam gemacht, daß sich das einst blühende jüdische Zentrum als kleiner Konsumtempel präsentiert, als Perversion.

<sup>3</sup>Die Floskel wird natürlich heute leider – wohlmeinend – sehr häufig verwendet, so z.B. auch in Publikationen des “Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands”: *Theresienstädter Gedenkbuch: Österreichische Jüdinnen und Juden in Theresienstadt 1942/1945* (2005), oder ... *die schönste Stadt der Welt: Österreichische Jüdinnen und Juden in Theresienstadt* (2009).

<sup>4</sup>Der Zufall will es, daß ich auf dieser Reise in einem Antiquariat in Kraków ein Buch erstand, das sich im Westen kaum mehr finden läßt: Joseph Goebbels, *Signale der neuen Zeit: 25 ausgewählte Reden*, Zentralverlag der NSdAP, 1938. Erstaunlich ist, daß sich Goebbels heutiger Diktion nach politisch korrekt ausdrückt, so z.B.: “Meine lieben deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen”. Die Formel “Volksgenossen und Volksgenossinnen” benutzte er elf mal; einmal sprach er von “Parteigenossen und Parteigenossinnen”, einmal nannte er die Angesprochenen “Parteigenossen und Volksgenossen”, einmal sprach er zum “Volk von Berlin”, einmal adressierte er “Deutsche Frauen, deutsche Männer”, zweimal nannte er seine Zuhörer “Damen und Herren” und zweimal lediglich “Herren” (ich nehme an, es ging auch um solche), einmal sprach er vor seinen “SA-Kameraden”, einmal sprach er “deutsche Frauen und Männer” an, ein weiteres Mal seinen “Führer” und die “verehrten Zuhörer”, und in vier Fällen ist die Anrede nicht belegt.

<sup>5</sup>Ich hoff, ich bin immer noch ein Lernender, aber ich bin kein Lehrling; ich bin ein Studierender, aber kein Student (mehr).

<sup>6</sup>Ich bin kein Religionswissenschaftler und kann die Hintergründe für diese

Weichenstellung der Frühchristen und die Motive von Paulus, die einer der frühen erfolgreichen *public-relations*-Aktionen zugrunde standen, nicht beurteilen.

<sup>7</sup>Siehe Hans Jonas, "Der Gottesbegriff nach Auschwitz: Eine jüdische Stimme", Suhrkamp 2013.

<sup>8</sup>Es fällt natürlich auf, daß auch jüdische Autoren den Begriff 'Glaube' als Synonym für 'Religion' benutzen, so zum Beispiel Pnina Navè Livinson (in ihrer "Einführung in die rabbinische Theologie", Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1982). Die Frage stellt sich dann, inwiefern diese jüdischen Autoren, denen man keine christianisierte Interpretation der jüdischen Theologie vorwerfen kann, sich dennoch einer unglücklichen — christianisierten — Wortwahl bedienen.

<sup>9</sup>[http://europa.eu/rapid/press-release\\_SPEECH-12-199\\_en.htm](http://europa.eu/rapid/press-release_SPEECH-12-199_en.htm).

<sup>10</sup>Siehe z.B. Mechthild Rössler, *Wissenschaft und Lebensraum: Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus*, Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Dietrich Reimer Verlag 1990; Dieter Münk, *Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus: Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches*, Pahl-Rugenstein 1993; Werner Köster, *Die Rede über den 'Raum': Zur semantischen Karriere eines deutschen Konzepts*, Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Synchron 2002.

<sup>11</sup>In meinen Unterlagen fand ich ein Inserat der Schweizerischen Volkspartei (SVP) aus dem Jahre 1996, mit dem Titel: "Für eine sichere Zukunft in Freiheit: Unser Lebensraum". Man warf — und wirft — der SVP vor, daß sie sich völkischer 'Bilder' bedient, ikonographische wie verbale; diese Vorwürfe weist die SVP vehement zurück.

<sup>12</sup>Die Zeitschrift fand ihre Wiederauferstehung im Jahre 1955 und existiert noch heute; 9 der 38 Gründungsmitglieder der "Akademie für Raumforschung und Landesplanung der" Jahre 1953-56 werden im *Personenlexikon des Dritten Reichs* von Ernst Klee (Fischer-Verlag 2003) aufgeführt.

<sup>13</sup>Siehe hier auch meine Rezension von A. Dirk Moses, *German Intellectuals and the Nazi Past*, Cambridge University Press 2007, publiziert in *The European Legacy: Toward New Paradigms*, Vol. 14, No. 5, 2009.

<sup>14</sup>Nicht zu vergleichen mit Daniel J. Goldhagens Studie über *Hitler's Willing Executioners: Ordinary Germans and the Holocaust*, Knopf 1996.

<sup>15</sup>Diese Argumentation ist natürlich Unsinn, vor allem auch auf dem Hintergrund heutiger Migrationszahlen. Götz Aly's Argument ist zudem, daß Juden in überproportionaler Zahl die Universitäten besuchten. Daten hierzu finden sich z.B. in der detaillierten Studie von Monika Richard, *Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe*, Wissenschaftliche Abhandlungen des Leo Back Instituts, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen, 1974.

<sup>16</sup>Bassam Tipi, einem Politologen syrischer Herkunft, dem die Einführung dieses Begriffs um 1989 zugeschrieben wird (der Begriff wurde seit dem ausgehenden

19. Jahrhundert nur sehr spärlich benutzt), war sich der Brisanz seines Konzeptes wahrscheinlich gar nicht bewußt. Wichtig in unserem Zusammenhang ist der Umstand, daß der Begriff freudig aufgenommen wurde.

<sup>17</sup>Natürlich existiert eine Rezeption der jüdischen Kultur durch die nicht-jüdische Bevölkerung, insbesondere unter intellektuell und künstlerisch interessierten Personen, die sich vielfältig manifestiert: am Interesse an israelischer Literatur, an der neuerlichen Verbreitung der Klezmer-Musik, an jüdisch geprägter Philosophie. Ein Hinweis auf eine Verwobenheit der nicht-jüdischen mit der jüdischen Kultur, wie er zum Beispiel in alten jiddischen Lehnwörtern in lokalen deutschen Idiomen zum Ausdruck kommt, ist es nicht.

<sup>18</sup>Ruth HaCohen, *The Music Libel Against the Jews*, Yale University Press 2011.

<sup>19</sup>Aber eben nicht als Lehrling.

<sup>20</sup>Swiss Federal Institute of Technology in Zürich, September 12-15, 2000.

<sup>21</sup>*Academic Ranking of World Universities*, ausgearbeitet durch die Shanghai Jiao Tong University; oder *World University Ranking*, publiziert durch *The Times Higher Education Supplement*. Siehe in diesem Zusammenhang auch eine Notiz, die ich im "Tagessanzeiger" (vom 2. November 2005) publizierte: "Zur Rangordnung von Universitäten, Ein Jahrmarkt der Eitelkeiten?". Weitergehende Hinweise finden sich natürlich viele, u.a. auch in meiner Anthologie *The Institution of Science & the Science of Institutions* (2013) — insbesondere in den Beiträgen von Andrew Abbott und Richard Münch.

<sup>22</sup>Das neunzigste Führungsgremium hätte nach meiner Zufallsfolge sieben — und nicht zwei — Mitglieder